

SPIEGEL-Gespräch

„Der Ruhige und der Wilde“

Stefan Edberg über den Zweikampf mit Boris Becker, Fair play im Profitennis und die Angst vor dem Aufhören



R. RIEDLER / ANZENBERGER

41 Grand Prix

gewann der Schwede Stefan Edberg, 30, zweimal in Wimbledon und bei den U. S. Open in New York. 72 Wochen lang war er Nummer eins der Welttrangliste. Vor Jahren siedelte er nach London über. Er mag „das Aristokratische“ an Wimbledon und das britische Verständnis von Sport: Fair und vornehm spielte sich der stille Tennisprofi vor zwölf Jahren in die Weltspitze. Nach dem Davis-Cup-Finale Ende November wird er zurücktreten; in dieser Woche spielt er in Stuttgart sein letztes Turnier auf deutschem Boden. Edberg will in Zukunft für seinen Sponsor Adidas arbeiten und gelegentlich Seniorenturniere spielen.

SPIEGEL: Herr Edberg, mögen Sie Boris Becker?

Edberg: Was soll ich sagen? Ich empfinde großen Respekt für ihn. Er ist ein großer Spieler.

SPIEGEL: Wünschen Sie sich zum Abschluß Ihrer Karriere noch einmal ein Match gegen Ihren Rivalen?

Edberg: Es wäre ein besonderer Spaß. Boris und ich hatten eine großartige Rivalität, wir haben leidenschaftlich gekämpft und uns an unsere Grenzen getrieben. Wir haben eine besondere Beziehung, eine Art blindes Verständnis oder Seelenverwandtschaft – auch wenn wir sehr, sehr unterschiedlich sind.

SPIEGEL: Sprechen Sie mit ihm über die gemeinsame Vergangenheit?

Edberg: Nein, wir reden nicht viel. Wir waren nett zueinander, aber erbitterte Gegner. Jetzt sind wir freier geworden im Umgang miteinander. Vielleicht werden

wir in ein paar Jahren mal an einer Bar sitzen und über damals reden.

SPIEGEL: Gemeinsam ist Ihnen und Becker die Liebe zu Wimbledon.

Edberg: Er gewann dort 1985; damit begann für ihn ein anderes Leben. In meiner Jugend war Wimbledon das einzige Turnier, das in Schweden live im Fernsehen übertragen wurde. Und es war die große Zeit von Björn Borg – ich wollte schon als kleiner Junge Wimbledon-Sieger werden.

SPIEGEL: Das beste Match Ihres Lebens haben Sie allerdings in New York gespielt: 1989, als Sie das Masters-Finale gegen Becker gewannen.

Edberg: Nein, das Match meines Lebens war das U.-S.-Open-Finale 1991 gegen Jim Courier. 6:2, 6:4, 6:0 – das war eine Nacht, die ich nie vergessen werde.

SPIEGEL: Und der schönste Moment?

Edberg: Schöner, irgendwie eben spezieller war das Wimbledon-Finale 1988.

SPIEGEL: Woran erinnern Sie sich?

Edberg: Für mich war es ein verrückter Tag. Es regnete den ganzen Sonntag, und

ich habe mit meinem Trainer Tony Pickard Karten gespielt. Dann, spät am Abend, durften Boris und ich fünf Spiele im ersten Satz machen, und schon wurde es dunkel. Am Montag regnete es wieder, wir saßen gelangweilt herum – ich habe üppig gegessen. Dann aber kam die Sonne heraus, und 45 Minuten später standen wir auf dem Platz: Boris wild entschlossen und ich mit Bauchschmerzen.

SPIEGEL: Er gewann den ersten Satz.

Edberg: Ja, und ich erinnere mich noch genau an die Ballwechsel im zweiten, an den Tie-Break, als ich das Match kippen konnte. Und ich sehe den letzten Punkt vor mir: Es war ein langer Ballwechsel, ich stand am Netz und spielte einige Volleys, und dann zielte er auf meinen Körper, doch der Ball blieb am Netz hängen. Ich bin auf den Rücken gefallen, so erleichtert wie noch nie. Es war der Moment, auf den ich immer gewartet hatte.

SPIEGEL: Solche Momente werden Sie künftig kaum noch erleben. Haben Sie Angst vor dem Leben ohne Sport?

Das Gespräch führte Redakteur Klaus Brinkbäumer in Wien.

Edberg: Ich bin unsicher. Ich werde künftig ein anderer Mensch sein. Zuerst werde ich mich erleichtert fühlen, denn die letzten zwölf Jahre waren sehr anstrengend. Ich werde mich entspannen; das könnte eine sehr schöne Zeit in meinem Leben werden. Ich werde als Familienvater in London leben.

SPIEGEL: Doch nach einer Weile werden Sie sich langweilen.

Edberg: Das könnte passieren.

SPIEGEL: Die Spielervereinigung ATP wird ab 1997 den Stefan-Edberg-Preis für den freundlichsten Spieler vergeben. Rührt Sie das?

Edberg: Das ist faszinierend und trotzdem beängstigend – mein Gott, ich bin erst 30 Jahre alt. Aber offenbar behält man mich als Champion und als Sportsmann in Erinnerung. Und genau so wollte ich in Erinnerung bleiben.

SPIEGEL: War Becker ein fairer Gegner?

Edberg: Ich mag es generell nicht, wenn Spieler Tricks versuchen. Ein Tennismatch sollte dem Tempo des Aufschlägers folgen: Wenn der bereit ist, muß der andere bereit sein für den Return. Viele Spieler aber verzögern und machen Mätzchen, um dich zu verunsichern.

SPIEGEL: Inklusiv Becker?

Edberg: Becker hat verschiedene Dinge bei verschiedenen Gelegenheiten probiert. Das ist halt seine Art. Es ist einfach die Frage, wie professionell und fair man sein will. Beides gehört zusammen.

SPIEGEL: Gerade im Profisport wirkt die Fair-play-Idee doch ein wenig altmodisch.

Edberg: Aber wir brauchen Fairness, denn ohne sie funktioniert Sport nicht. Die Idee des Sports ist es schließlich, sich innerhalb eines Reglements miteinander zu messen.

SPIEGEL: Stellen Sie sich vor: Im Wimbledon-Viertelfinale gegen Becker steht es im fünften Satz 4:4, und der Schiedsrichter trifft eine Fehlentscheidung zu Ihren Gunsten. Korrigieren Sie ihn?

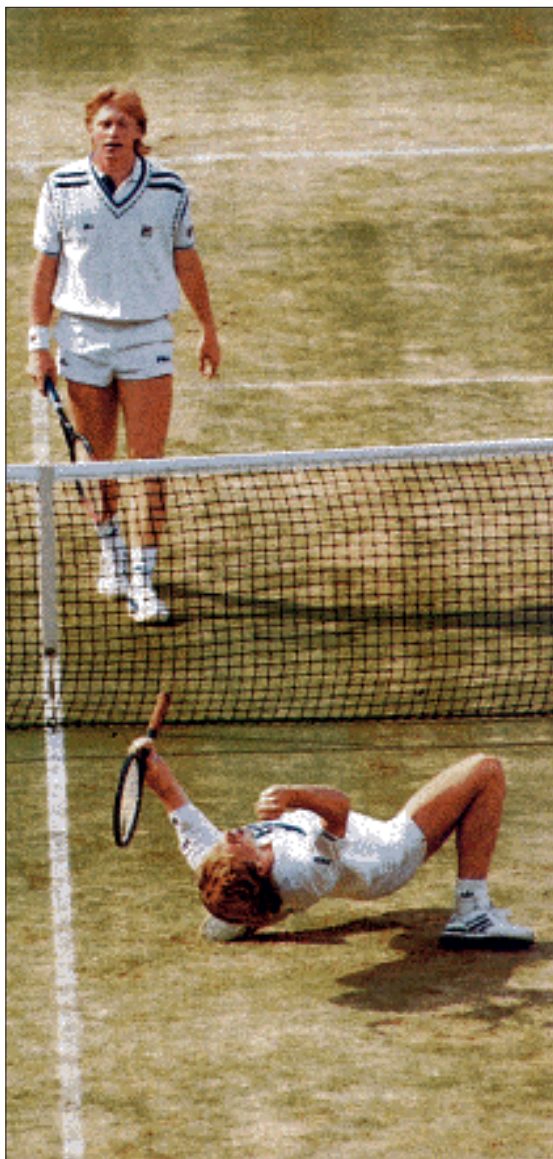
Edberg: Eher nicht. Ich lasse die Schiedsrichter ihre Arbeit machen.

SPIEGEL: Der Deutsche Alexander Radulescu hat es in diesem Jahr gegen MaliVai Washington getan – und verloren.

Edberg: Nett von ihm. Wissen Sie, ich habe mich bereits 1988 entschieden, mich auf meinen Job zu beschränken. Alles andere lenkt mich ab.

SPIEGEL: Was ist damals passiert?

Edberg: Ich habe in Cincinnati gegen Mats Wilander gespielt, und die Schiedsrichter waren schrecklich. Also haben wir angefangen, uns gegenseitig die Punkte zu schenken, und am Ende ging es um nichts anderes mehr. Es war witzig und



Sieger Edberg*: „Es war ein verrückter Tag“

grotesk, aber das Match habe ich deswegen verloren.

SPIEGEL: Es gibt nichts Wichtigeres als den Sieg?

Edberg: Nein. Der größte Teil meines Lebens bestand darin, Tennisspiele zu gewinnen. Tennis war erst nur ein Spaßding, dann eine Beschäftigung, schließlich mein Job und dann Berufung. Ich habe mit 16 Jahren begriffen, welche Möglichkeiten ich hatte. Tennis hat mich stolz gemacht und in die Welt geführt.

SPIEGEL: Wie gefällt Ihnen die Entwicklung Ihres Sports?

Edberg: Tennis ist vergleichsweise sauber. Aber zuletzt hatten wir Turbulenzen.

SPIEGEL: Das ist nett gesagt. Kritikern ist das Spiel zu schnell und zu eintönig.

Edberg: Fortschritt gehört zum Sport. Wenn wir die modernen Rackets verbieten, haben wir Klagen von Schlägerfir-

men am Hals. Wenn wir nicht mehr zwei Aufschlagversuche, sondern nur noch einen erlauben, haben wir an windigen Tagen grauenhaftes Tennis.

SPIEGEL: Also?

Edberg: Langsamere Hallenböden, langsame Bälle in Wimbledon, mir reichen kleine Eingriffe. Das Netz könnte man um ein paar Zentimeter erhöhen, um den ersten Aufschlag zu bremsen.

SPIEGEL: Vielleicht haben alle Probleme ja mit den Profis zu tun. Die Spieler wirken austauschbar.

Edberg: Tennis war immer ein Sport der Persönlichkeiten. Wir haben davon heute weniger als früher.

SPIEGEL: Wieso?

Edberg: Das ist simpel: Der Sport ist so ungeheuer professionell geworden, daß die Spieler denken, sie verlieren ihre Konzentration und das Match, wenn sie sich ablenken lassen – darum wirken einige so unscheinbar. Und die Regeln sind streng. Alles ist vorgeschrieben. Wenn wir ein Schimpfwort sagen, steht irgendwo ein Mikrofon, und dann überschlagen sich die Zeitungen: „Bad guy, bad guy.“ Niemand läßt sich gern öffentlich schlachten.

SPIEGEL: Es überrascht uns, daß ausgerechnet der elegante und immer charmante Stefan Edberg, der nie ein böses Wort gesagt hat ...

Edberg: ... doch, doch, ständig, aber immer nur ganz leise ...

SPIEGEL: ... Spielern wie John McEnroe nachtrauert.

Edberg: Ich habe McEnroe liebend gern zugeschaut. Er war faszinierend, und er war brillant. Über ihn sprachen wir sogar in der Umkleidekabine: „Hast du McEnroe gestern gesehen?“ Eine heimliche

Sehnsucht, so zu sein, gab es auch bei mir. Aber ich war eben immer ruhig und abgeklärt.

SPIEGEL: Lebt der Sport nicht vom Spiel Gut gegen Böse?

Edberg: Er braucht dieses Duell des Ruhigen und Smarten mit dem Wilden und Verrückten – auch wenn das Image mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Ohne diese Pole will niemand zugucken: Borg war gut, Connors böse, Lendl war gut, McEnroe böse. Diese Spieler haben das Spiel für uns großgemacht, sie haben den Boom ausgelöst.

SPIEGEL: Edberg war gut und Becker böse.

Edberg: Das glaubten die Leute, ja.

SPIEGEL: Und jetzt gibt es Pete Sampras und keinen Gegenspieler.

Edberg: Das ist das Problem. Es gab Agassi, aber das war eher eine PR-Kampagne, die nur ein Jahr lang wirklich funktionierte. Neue Spieler kommen und gehen, und nur Sampras bleibt uner-

* Nach dem Wimbledon-Sieg gegen Boris Becker am 4. Juli 1988.

reicht. Das finden manche Leute langweilig.

SPIEGEL: Ist Sampras Ihr würdiger Nachfolger?

Edberg: Natürlich, er ist wohl der beste Tennisspieler aller Zeiten. Zugleich spielt er enorm kraftvoll und sehr elegant.

SPIEGEL: Und wie Sie fast emotionslos.

Edberg: Ich glaube, daß es wichtig ist, ein Pokerface zu behalten.

SPIEGEL: Der Schachweltmeister Anatolij Karpow vergleicht Ihre Spielweise mit seiner.

Edberg: Er hat recht. Ich bin kalt und versuche, meinen Gegner auszumanövrieren. Es ist alles Strategie, und ich versuche vorauszuahnen, was der andere macht.

SPIEGEL: Ihr Kollege Thomas Muster genießt es, wenn sein Gegner leidet und unter Krämpfen zu Boden sinkt.

Edberg: Ich konzentriere mich nur auf mich. Es gibt nichts Schöneres als das Gefühl, alles unter totaler Kontrolle zu haben. Ob der andere stürzt oder steht, ist mir egal, solange ich den Punkt gewinne.

SPIEGEL: Was war Ihre bitterste Niederlage?

Edberg: Paris 1989 – aber erst im Rückblick. Ich habe damals ein großartiges Turnier gespielt und im Finale gegen Michael Chang mit 2:1 Sätzen geführt und verloren.

SPIEGEL: Die Gelegenheit kam nie wieder.

Edberg: Ja, es war meine einzige große Chance in Paris.

SPIEGEL: Sie müßten noch nicht aufgehören.

Edberg: Doch, ich muß. Wissen Sie, viele Spieler müssen wegen Verletzungen aufhören, andere, weil ihre Platzierung auf der Weltrangliste schlechter und schlechter wird. Viele treten zu spät zurück und viele zu früh – die versuchen dann später ein jämmerliches Comeback, weil sie Geld brauchen oder von dem Kitzel nicht loskommen.

SPIEGEL: Borg erging es so.

Edberg: Mir wird es niemals so gehen. Du hast keine Chance zurückzukommen, egal, wer du bist und was du erreicht hast. Du holst die anderen nie mehr ein.

SPIEGEL: Also, warum hören Sie auf?

Edberg: Weil ich gemerkt habe, endgültig, daß ich den Level, auf dem ich vor

fünf, sechs Jahren gespielt habe, nie mehr erreichen werde. Die Resultate entsprechen nicht mehr meinem Standard. Was soll es also, armselig zu spielen und gegen Spieler zu verlieren, gegen die ich nicht verlieren dürfte?

SPIEGEL: Wann kam Ihnen diese Erkenntnis?

Edberg: Natürlich in Wimbledon, 1995. Ich habe auf irgendeinem Nebenplatz gegen den Belgier Dick Norman gespielt, den ich vorher noch nie gesehen hatte. Es dauerte nur eineinhalb Stunden, ich hatte keine Zeit zum Nachdenken. Er schoß mich einfach mit seinen Aufschlägen ab, und danach hatte ich genug. Ich hatte nur noch Fragezeichen im Kopf: Was machte ich da, was sollte das alles?

SPIEGEL: Sie sind immer noch gut genug, um Spaß zu haben auf der Tour.

Edberg: Habe ich ja. Ich bin ziemlich gesund, ich spiele noch einigermaßen Tennis – also habe ich 1995 beschlossen, noch genau ein Jahr zu spielen. Noch einmal nach Wimbledon zu gehen, noch einmal nach Flushing Meadow, noch einmal, hoffentlich, den Daviscup zu gewinnen. Mehr Spaß kann es kaum geben. Dann ist es Zeit zu gehen.

SPIEGEL: Macht es Sie traurig zu sehen, daß Becker noch immer ganz oben steht und Turniere gewinnt?

Edberg: Nein, warum sollte es? Er war schon immer anders. Ich bin langsam an die Spitze gekommen, lange oben geblieben und ganz langsam abgerutscht. Boris kam aus dem Nichts und hatte seitdem immer Höhen und Tiefen. Bei ihm gab es ja auch schon drei Jahre, in denen er bei großen Turnieren nicht viel erreicht hat.

SPIEGEL: Der deutsche Daviscup-Coach Niki Pilic meint, Becker habe sich länger oben gehalten, weil er immer wieder sein Spiel umgestellt und den Jüngeren angepaßt habe – während Sie zu lange Ihrem alten Stil treu geblieben seien.

Edberg: Ach, ich weiß nicht. Ich spiele eben Serve-and-Volley und bin sehr abhängig von meinem Körper, weil ich mich sehr schnell bewegen muß. Ich mußte immer härter arbeiten als er, und das spüre ich jetzt: Bei den U. S. Open habe ich stark gespielt, aber im Viertelfinale hatte ich so starke Schmerzen in der Achillessehne, daß ich kaum noch laufen konnte. Boris kann sich auch mal auf seinen gewaltigen Aufschlag verlassen und mit einfachen Punkten davonkommen.

SPIEGEL: Ist Ihr Stil überholt?

Edberg: Ein bißchen altmodisch, ja. Die Jungen stehen an der Grundlinie und schlagen den Ball mit Brachialgewalt an mir vorbei, wenn ich am Netz stehe. Meine Ära ist vorbei.

SPIEGEL: Wie lange wird Boris Becker noch mithalten?

Edberg: Sehr lange nicht mehr. Es wird auch für ihn immer schwerer.

SPIEGEL: Herr Edberg, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Rivalen Lendl, McEnroe (in Wimbledon 1983): „Der eine war gut ...



... und der andere böse“: Connors, Borg (in Wimbledon 1977)